

Der Deutschfranzose.
Zu den mentalitätsgeschichtlichen Bedingungen der
Sprachnormierungsdebatte zwischen 1766 und 1785

Joachim Scharloth
(Heidelberg)

This article is concerned with mentality related aspects of the debate about the norm of High German between 1766 and 1785. In the last third of the 18th century, the probably most prominent concept of High German comes from Adelung, who pronounced the elaborated Upper Saxonian as High German. However, especially Southern German linguists opposed this position. For them Upper Saxonian was not suitable as a sample of High German because it had degenerated through borrowings from French into an irregular mixed language. However, their rejection was not based on linguistic arguments alone. Rather, these linguists feared that with the assertion of this standard, French customs and ways of thinking would penetrate Germany as well, causing cultural degeneration and moral corruption. Representative of these fears was the social category of the „Deutschfranzose“, a half-French, half-German thinking, acting and speaking figure.

Das Denken darüber, was eine Sprache ist und sein soll, folgt nicht allein aus ihrem Sein, also aus ihren spezifischen phonetischen, grammatikalischen oder lexikalischen Qualitäten, sondern entfaltet sich auf der Basis ideologischer Konzepte und mentalitärer Dispositionen. Dies gilt in besonderer Weise für das Denken über Standard- oder Hochsprachen. Ihnen eignet nämlich von ihrer Entstehung an eine starke sozialsymbolische Komponente, zumal wenn sie zu Nationalsprachen stilisiert werden. Die Geschichte der Sprachreflexion in Deutschland liefert zahlreiche Belege für diese These, man denke etwa an die patriotischen, nationalistischen und rassistischen Grundlagen des Purismus.¹ Dieser Geschichte soll hier ein weiteres Kapitel hinzugefügt werden.

¹ Vgl. Kirkness 1984 und die Beiträge in Gardt 2000.

1. Was ist Hochdeutsch?²

Dieser Aufsatz beschäftigt sich mit den mentalitätsgeschichtlichen Grundlagen der Sprachnormierungsdebatte am Ende der Sprachkultivierungsepoche im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts.³ Dieses wird in der germanistischen Forschung für gewöhnlich mit dem erfolgreichen Abschluss der Bemühungen um eine einheitliche schriftsprachliche Norm des Neuhochdeutschen identifiziert.⁴ Dabei können die Jahre von 1766 bis 1785 als eine Periode in der Geschichte der deutschen Sprachkunde gelten, die mit dem Tod Gottscheds beginnt und mit dem Erscheinen von Johann Christoph Adelungs letzter ausführlicher Darlegung seines Sprachnormenkonzepts in „Über den deutschen Styl“ endet. Diese Eingrenzung ist insofern berechtigt, als sie der Innenperspektive der an der Sprachnormen-debatte Beteiligten entspricht.

Johann Friedrich Heynatz etwa gliederte 1774 in seinen „Briefen, die deutsche Sprache betreffend“ die Geschichte der „Deutschen Sprachlehre“ in eine Epoche vor dem Erscheinen der Gottschedischen „Grundlegung einer deutschen Sprachkunst“ (1748), eine zweite, in seinen Augen wenig ruhmreiche Epoche, in der sich Gottsched den „Alleinhandel in der Deutschen Sprache“ (Heynatz 1771-76, IV, S. 163) angemaßt habe, und schließlich eine dritte Epoche, die er mit dem Tod Gottscheds beginnen lässt.⁵ Auch Johann Christian Christoph Rüdiger unterschied in seiner Zeitschrift „Neuester Zuwachs der teutschen, fremden und allgemeinen Sprachkunde“ in der „neueren Geschichte der teutschen Sprachkunde“ ein „Zeitalter Gottscheds“ (Rüdiger 1782/93, IV, S. 8) und eine „Neuere nach Gottscheds Zeit“ (Rüdiger 1782/93, IV, S. 63). Letztere sah er vor allem durch das Wirken Adelungs, „des vollständigsten und beliebtesten unserer Sprachlehrer“ (Rüdiger 1782/93, III, S. 12) geprägt.⁶ Diese zeitgenössischen

² Dieser Abschnitt enthält eine nur grobe Skizze des Sprachnormendiskurses im untersuchten Zeitraum. Für eine ausführliche und differenziertere Darstellung vgl. das zweite Kapitel in Scharloth 2003.

³ Zum Konzept der Sprachkultivierung vgl. von Polenz 1995, S. 41.

⁴ Vgl. Nerius 1967, S. 34ff., und die Zusammenstellung ähnlicher Positionen S. 77f., sowie Henne 1985, S. 23, und Eichinger 1990, S. 75ff.

⁵ „Man könnte die Geschichte der Deutschen Sprachlehre oder Sprachverbesserung überhaupt in drei große Zeiträume theilen. Der erste würde von der Erfindung der Buchdruckerkunst bis auf das Jahr 1748, in welcher Gottsched seine Sprachlehre ans Licht treten ließ, der zweite bis an Gottscheds Tod im Jahr 1766, und der dritte bis auf die gegenwärtige Zeit gehen.“ (Heynatz 1771-76, V, S. 127)

⁶ Rüdiger erklärte, der verdienteste Sprachkundler seiner Zeit sei „Herr Adelung, den wir allenfalls allein allen Arbeiten der Ausländer in ihrer Sprachkunde entgegen setzen können. [...] Von ihm erhalten wir ein wahres Lehrgebäude unserer Sprache, so weit eins möglich ist, ohne Füllsteine und Hypothesen, welches wohl lange das beste bleiben mögte.“ Es

Äußerungen machen es plausibel, die Jahre von 1766 bis 1785 als abgrenzbare Periode in der Geschichte der deutschen Sprachkunde aufzufassen. Zudem korrespondiert dieser Zeitraum mit dem Auftreten zweier literarischer Strömungen, die auch Anteil am sprachreflexiven Diskurs hatten. Im Jahr 1766 erschien Heinrich Wilhelm von Gerstenbergs „Gedicht eines Skalden“ und löste damit eine literarische Mode aus, die in den späten 1760er und in den 1770er Jahren ihre Blüte erlebte. Die „Bardendichtung“ war aber nicht nur eine literarische Strömung, sondern eine kulturpatriotische Bewegung, die eine intensive Beschäftigung mit der germanischen Kultur und Sprache nach sich zog. Ebenfalls 1766 veröffentlichte Johann Gottfried Herder seine „Fragmente“ „Über die neuere deutsche Litteratur“. Die in ihnen geäußerte Sprachkritik verweist bereits auf die Sprachkonzeption des Sturm und Drang, dessen Autoren auch zu Fragen der Sprachnormierung Stellung bezogen. Beide literarischen Strömungen können 1785 als endgültig abgeschlossen betrachtet werden.

In den Jahren zwischen 1766 und 1785 stritten Sprachkundler und Literaten trotz aller beobachtbarer Konvergenz im geschriebenen Deutsch noch immer vehement über die leitenden Prinzipien der Sprachnormierung. Folgende Fragen standen im Zentrum der Debatte:

- Welcher Varietät soll der Status einer Leitvarietät zukommen?
- Ist Hochdeutsch die Sprache einer einzigen Provinz oder ein hybrides Konstrukt aus dem Besten aller Dialekte?
- Soll der Analogismus oder der Anomalismus leitendes Prinzip bei der Normierung des Hochdeutschen sein?

Grob lassen sich im Untersuchungszeitraum eine anomalistisch-elitäre und eine analogistisch-ontologisierende Position im Sprachnormendiskurs unterscheiden (vgl. Tabelle 1).

Für die Vertreter der anomalistisch-elitären Position stand außer Frage, dass der Sprachgebrauch Maßstab des Sprachrichtigen sei. Uneinigkeit herrschte in ihren Reihen allerdings darüber, wessen Sprachgebrauch als Muster des Hochdeutschen zu gelten habe. An der Spitze jener, die die Sprecher eines einzigen Dialektes zum Vorbild erhoben, stand Adelung.⁷ Er formulierte in der Vorrede zu seinem „Grammatisch-kritisches Wörterbuch“ 1774: „Diejenige, welche in jedem großen Lande die Stelle einer [...] allgemeinen Sprache vertritt, ist allemahl

werde „lange dauern, bis ein anderer selbst, auf seine Schultern steigend, so viel größer werden kann, daß er ihn verdunkelt.“ (Rüdiger 1782/93, I, S. 32f.) An anderer Stelle nennt Rüdiger Adelung schlicht „den Meister“. (Rüdiger 1782/93, III, S. 12)

⁷ Ein ähnliches Sprachnormenkonzept vertraten die Sprachkundler Heinrich Braun (1765) und Constantin Dinkler (1780).

nur die Mundart einer Provinz, aber der blühendsten, cultiviertesten und durch Geschmack und Wohlstand am meisten ausgebildeten Provinz [...]. In Deutschland ist es seit der Reformation die Mundart der südlichen Chursächsischen Lande“ (Adelung 1774, S. VIII f.).

Tabelle 1. Positionen im Sprachnormendiskurs des späten 18. Jahrhunderts

Was ist Hochdeutsch?	<i>anomalistisch-elitäre Positionen</i>		<i>analogistisch-ontologisierende Position</i>
<i>Vertreter</i>	<i>Position A</i> Braun, Adelung, Dinkler	<i>Position B</i> Hemmer, Faber, Miller, Wezel, Wieland, Biester, Rüdiger	Nast, Fulda, Hartmann, Lenz
<i>Geographische Bestimmung</i>	Dialekt Obersachsens (Meißnisch)	hybrides Konstrukt aus den Dialekten aller Provinzen	hybrides Konstrukt aus den Dialekten aller Provinzen
<i>Legitimität der Norm</i>	aus dem Sprachgebrauch (Anomalismus)	aus dem Sprachgebrauch (Anomalismus)	aus dem gesamten „Sprachschatz“ (Analogismus)
<i>Diastratische Verortung</i>	Sprache der oberen Klassen, des städtischen Bürgertums	Sprache der Gelehrten	Sprache der Gelehrten

Doch sollte natürlich nicht jede Varietät des Obersächsischen Vorbildcharakter für die Hochsprache haben. Adelung orientierte sich bei der Bestimmung der Leitvarietät an einer sehr groben diastratischen Gliederung des Sozial- und Varietätenspektrums. So ließen sich die Einwohner Obersachsens „in Rücksicht auf Geschmack, Sprache und Sitten in zwey Theile theilen, in die obern und niedern Classen.“ (Adelung 1774, I, S. 57) Träger der verfeinerten Kultur und damit auch Sprecher der elaborierten und für ganz Deutschland vorbildlichen Sprache seien allein die „obern Classen“ Obersachsens.

„Daß es die niedrige nicht seyn kann, ergibt sich von sich selbst, weil die Schriftsprache die ausgebildetste Mundart der Nation ist, diesen höhern Grad der Ausbildung aber niemand in den untern Classen suchen wird. Diese behalten also ihr Provinzielles, ihr Unreines, und was man alles will, für sich. Es bleiben also nur die obern Classen übrig, und die sind denn auch wirklich der Sitz und die Quelle unserer heutigen Schriftsprache“ (Adelung 1774, I, S. 58).

Leider finden sich bei Adelung kaum nähere Bestimmungen seines Konzeptes der „obern Classen“. Aus einigen verstreuten Bemerkungen kann man allerdings schließen, dass Adelung dabei hauptsächlich die Sprache des städtischen Bürgertums meinte. Etwa schreibt er in der Abhandlung „Über die Geschichte der deutschen Sprache, über deutsche Mundarten und deutsche Sprachlehre“ (1781), zugleich Vorrede zum „Allgemeinen Lehrgebäude“, das Hochdeutsche werde „bey der in Obersachsen höher gestiegenen Cultur in den Städten und unter Personen von guter Lebensart und Erziehung häufiger gesprochen, als in andern Provinzen“ (Adelung 1781, S. 84f.).

Gegen Adelungs diatopische und diastratische Bestimmungen vertraten zahlreiche Sprachkundler und Publizisten die Ansicht, Hochdeutsch sei ein hybrides Konstrukt aus Bestandteilen aller deutschen Dialekte. Der Mannheimer Sprachkundler Jakob Hemmer⁸ formulierte diese Auffassung in seiner 1775 erschienenen „Deutschen Sprachlehre zum Gebrauche der kuhrfälzischen Lande“ auf folgende Weise:

„So verschieden und streitend auch allen Deutsche Mundarten sind, so gehet doch eine gewisse Art zu reden in Deutschland im Schwange, die überall verständlich, überall in Hochachtung ist. Diese bindet sich an keine besondere Mundart, sondern nimmt das *Gewöhnlichste* und *Beste* aus *allen Mundarten* heraus. Das ist also eine ausgesuchte Sprache, eine auserlesene Mundart, welche billig den erhabenen Nahmen der Hochdeutschen führet.“ (Hemmer 1775, S. 7)

Die obersächsische Mundart ist seiner Ansicht nach bloß ein Dialekt unter anderen Dialekten, wenn auch ein in besonderem Maß ausgebauter. Das Hochdeutsche hingegen sei die „Mundart der Gelehrten“. Allein die Gelehrten hätten genügend „Kenntnis“, allein sie würden „die Natur unserer Sprache durchgründen, ihr Gebieth übersehen, und das Gute von dem Falschen zu unterscheiden wissen.“ (Hemmer 1775, S. 7f.) Auch für Christoph Martin Wieland qualifizierten Gelehrsamkeit, Bildung und Geschmack die in Wissenschaften und Schönen Künsten tätigen Autoren zu Normautoritäten. In seiner Streitschrift gegen Adelungs Thesen im „Teutschen Merkur“⁹ erklärte er, es seien die Schriftsteller einer Nation, „welche die Schriftsprache derselben ausbilden, reinigen, poliren, und zum möglichsten Grade von Vollkommenheit bringen“ (Wieland 1857, S.

⁸ In früheren Schriften hatte Hemmer allerdings noch die These vertreten, das kultivierte Obersächsische sei das „wahre Hochdeutsche“. (Hemmer 1771, S. 96)

⁹ Es handelt sich um den unter dem Pseudonym „Musophilus“ publizierten Aufsatz „Über die Frage 'Was ist Hochdeutsch?' und einige damit verwandte Gegenstände“ (Teutscher Merkur 4/1782, S. 145-170, 193-216, und 2/1783, S. 3-18), sowie den „Zusatz des Herausgebers“ (Teutscher Merkur 2/1783, S. 19-30).

355). Die Kodifizierung einer Norm des Hochdeutschen müsse sich daher am Sprachgebrauch der Schriftsteller orientieren.¹⁰

Bei allen Gegensätzen waren sich die Vertreter der hier skizzierten Positionen doch darin einig, dass der Sprachgebrauch einer durch Kultiviertheit oder Bildung bestimmten Elite als Muster des Hochdeutschen zu gelten habe und dass ihm bei dessen Kodifizierung unbedingt der Vorrang vor allen sprachimmanenten Argumenten einzuräumen sei.¹¹ Zwar war die Zahl jener Sprachkundler größer, für die der Sprachgebrauch der Gelehrten und Schriftsteller das Hochdeutsche repräsentierte, dennoch wurde Adelungs Position, nach der Hochdeutsch die Sprache der oberen Schichten Obersachsens war, von den Verfechtern einer analogistisch verfahrenen Sprachnormierung als die dominante erkannt und vehement kritisiert.

Gegen die anomalistisch-elitären Konzepte der Sprachnormierung opponierten besonders die süddeutschen Sprachkundler Johannes Nast und Friedrich Karl Fulda. Sie fanden Verbündete in dem Kulturhistoriker und Bardendichter Johann Gottlieb Hartmann und dem Literaten Jakob Michael Reinhold Lenz, einem Vertreter des Sturm und Drang. Ihre Kritik folgte aus einer Sprachtheorie, die der Sprache ontologische Qualitäten zusprach. Fulda vertrat die These, dass sich die menschlichen Sprachen aus einfachsten nicht-arbiträren Zeichen entwickelt hätten. Diese Urlaute seien deshalb nicht arbiträr, weil sie als lautmalerisches Abbild natürlicher Klänge fungiert oder ihre Artikulationsorte als Symbol des Bezeichneten gedient hätten.¹² Durch sinnvolle Zusammensetzungen dieser elementaren Einheiten seien endlich Wurzelwörter entstanden, die noch die Grundlage der gegenwärtigen Sprachen in Morphologie und Lexik bildeten. Für Fulda repräsentiert die Sprache demnach eine natürliche Ordnung des Seins.¹³ Diese Ordnung galt es bei der Kodifizierung der Norm zu bewahren und gegen die

¹⁰ Diese Position wird außerdem in den Grammatiken von Johann Heinrich Faber (1768) und Johann Peter Miller (1773) vertreten und ausführlicher begründet. Zudem wird sie unterstützt in Johann Karl Wezels Streitschrift „Über Sprache, Wissenschaft und Geschmack der Teutschen“ (Wezel 1781), Rüdigers 1783 im „Neuesten Zuwachs“ erschienenen Aufsatz „Über das Verhältniß der hochteutschen Sprache und obersächsischen Mundart“ (Rüdiger 1782/93, II, S. 1-140), sowie in Johann Erich Biesters 1783 in die „Berlinische Monatsschrift“ eingerückter Auseinandersetzung mit Adelung mit dem Titel „Ist Kursachsen das Tribunal der Sprache und Litteratur für die übrigen Provinzen Deutschlands?“ (Biester 1783).

¹¹ Vgl. Eichler/Bergmann 1967, Henne 1968, Große 1981, Lerchner 1984, von Polenz 1986, Schmidt-Regener 1989 sowie Nerius 1967, S. 36-52, Wells 1990, S. 321-366, von Polenz 1994, S. 135-199.

¹² Vgl. Fulda 1774a, S. 11, und Fulda 1778, S. 30.

¹³ Vgl. Hartmann 1774, II, S. 133ff.

Ansprüche des vermeintlich fehlerhaften und daher dem Sein entfremdeten Sprachgebrauchs zu verteidigen. Sprachliche Regeln können entsprechend nicht aus gängigen oder vergangenen Praxen abstrahiert werden, nicht „von bloßen Helden und Vorgängern, nicht von den besten Schriftstellern; denn die können irren, und die leidige tägliche Erfahrung lehret, dass sie irren. Die schönsten Bücher sind nicht grammatisch felerlos.“ Auch die „schönste, beste, sanfteste Mundart“ komme als Sprachvorbild nicht in Betracht, weil es in sprachlichen Fragen nicht auf Schönheit ankomme. „Man spricht nicht vom feinen, sanften, sondern vom echten und correcten.“ (Fulda 1778, S. 28) Als die „wahre einzige Quelle „ der Sprache bestimmt Fulda hingegen

„die *Natur* und das Wesen der Sprache selbst, so wie es die Geschichte der Wortbildung, der Wortabänderung und der Wortverbindung gibt; die Natur, die Entstehung, die Bildung, die Geschichte jedes Worts, und wo es ja nicht allenthalben selbst zugegen wäre, die Identität desselbigen mit einem andern von ganz vollkommen gleicher Natur; so wie es kein Zeitalter hat verkennen und vertilgen mögen; wie es sich durch alle Sprachepochen unverändert gleich verbleibt und offenbart.“ (Fulda 1778, S. 28f)

Sprachrichtigkeit musste also das oberste Ziel der Normierungsbemühungen sein. Die Bestimmung des Sprachrichtigen sollte durch Vergleich ähnlicher Formen innerhalb des gesamten „Sprachschatzes“¹⁴ des Deutschen gefunden werden, d.h. dass alle historischen Sprachstufen und sämtliche Dialekte zu vergleichenden Studien mit dem Ziel der Regelfindung herangezogen werden sollten.

Das Obersächsische sollte in den Augen Fuldas schon wegen seiner sprachhistorischen Wurzeln nicht mit dem Hochdeutschen gleichgesetzt werden dürfen. Anders als die übrigen Dialekte habe es sich nämlich nicht aus sich selbst heraus entwickelt, sondern unter zahlreichen niederdeutschen und slawischen Einflüssen. Schon in dieser Theorie des Ursprungs des meißnischen Dialekts wird deutlich, dass Fulda diesen als eine Mischsprache betrachtet.¹⁵ Auch Hartmann

¹⁴ Der gesamte Sprachschatz kann deshalb Fuldas Ansicht nach zur Regelfindung herangezogen werden, weil das Deutsche sich seit seiner Entstehung nicht mit anderen Sprachen vermischt habe. „Die teutsche Sprache kann nur mit sich selbst verglichen werden. Sie ist so urhaft, so ungemischt, und so unabhängig auf ihrem Boden, als ihr Volk.“ (Fulda 1778, S. 4)

¹⁵ Vgl. Fulda 1776, S. 7f. Diese Entstehungsgeschichte des Obersächsischen teilt Fulda mit Adelung. Der Leipziger Sprachkundler wertet dies allerdings positiv. Die obersächsische Mundart habe „dadurch einen unstreitigen Vorzug vor ihren Schwestern, daß sie die Mittelstraße zwischen dem weitschweifigen Schwulste und rauhem Wortgepränge des Oberdeutschen und zwischen der schlüpfrigen Weichlichkeit und einförmigen unperiodischen Kürze des Niedersachsens hält“ (Adelung 1774, S. X).

schrieb in seiner Rezension von Adelungs Wörterbuchvorrede in den „Litterarischen Briefen an das Publikum“, das Meißnische sei „irregulair, als ein Mischling“ (Hartmann 1774, III, S. *36).¹⁶

Gegen die Unregelmäßigkeit des Obersächsischen führten Nast und Fulda die Vorzüge des Schwäbischen ins Feld. So sei es einem Schwaben unmöglich, „gewisse Sprachfehler zu begehen, von denen sich vile Provinzen Teutschlands nicht anderst als durch fleissiges Studium der Sprache los machen können.“ (Fulda/Nast 1777/78, II, S. *8) Ein noch größeres Lob des Schwäbischen findet sich in Fuldas „Untersuchung der schwäbischen Mundart“. Darin erklärt der Sprachkundler, die schwäbische Sprache sei „die rechte hochteutsche Sprache“, die „regelmäßigste“ und „dem hochdeutschen Genius oder der Natur der höheren teutschen Sprache die angemessenste“. Allein sie spreche „aus Gründen“, Schwaben allein dürfe und müsse

„den Neuerungen, Ausnahmen, Abweichungen, die sich täglich häufen, und die Mutter beflecken, widersprechen, öffentlich widersprechen [...]; widersprechen mit innerlicher, aus der Natur der Sprache hergenommener, und auch mit äußerlicher Befugniß, als ein [...] grosses, wenigstens in der Gelehrtenrepublik, durch öffentliche wichtige teutsche Schriften, nicht unbeträchtliches Land, dem man zu der Gewohnheit seine geltende Stimme nicht abstreiten, nicht ableugnen kan.“ (Fulda 1774b, S. 77)

Für das Schwäbische sprechen demnach seine Regelmäßigkeit, die es sich offenbar dadurch erhalten hat, dass es in seiner Geschichte ohne fremden Einfluss geblieben ist. Aus Nasts Charakterisierung als „archaisch“ kann man ableiten, dass es sich um eine ursprüngliche Regelmäßigkeit handelt, um eine der „Natur der Sprache“ gemäße. Hier spielt Fulda auf seine These von der ontologischen Fundierung der Sprache an. Die Regeln, nach denen sich diese Struktur bildet, sah Fulda im Meißnischen Dialekt allerdings durch fremde Einflüsse und Moden korrumpiert. Weil also die wahren Regeln der hochdeutschen Sprache am besten aus dem Schwäbischen erkannt werden, ist diese Mundart für Fulda auch der beste Maßstab der Beurteilung sprachlicher Neuerungen und entscheidendes Kriterium in strittigen Fragen.

Doch waren es nicht allein sprachtheoretische und sprachhistorische Überlegungen, die die Vertreter der analogistisch-ontologisierenden Position motivierte, das Obersächsische als Leitvarietät abzulehnen. Vielmehr geschah dies aus einer allgemein kulturkritischen Haltung heraus, die in der Prägung und Bewertung der sozialen Kategorie des Deutschfranzosen Ausdruck fand.

¹⁶ Hartmann gibt an dieser Stelle eine Einschätzung Adelungs wieder. Vgl. Adelung 1774, S. X.

2. Der Deutschfranzose - Rekonstruktion einer sozialen Kategorie¹⁷

Bei der sozialen Kategorie des Deutschfranzosen handelt es sich um einen Teil des alltagsweltlichen Wissens, das in der alltäglichen gesellschaftlichen Interaktion bei der Klassifizierung und Bewertung von Menschen wirksam wurde. So wie heute von „Ökos“, „Spießern“ oder „Emanzen“ die Rede ist, so kategorisierten die Menschen im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts ihre Mitmenschen in „Empfindsame“, „Kraftgenies“ oder eben „Deutschfranzosen“. Kategorien werden durch eine begrenzte Anzahl Stereotype formiert, die im Fall des Deutschfranzosen neben einer spezifischen Einstellung zur französischen Kultur und den Merkmalen des äußeren Erscheinungsbildes auch die Sprache betrafen. Ihre Wirksamkeit verdankte diese Kategorie der Nachahmung der französischen Kultur in Deutschland, die vom Adel ausgehend auch das Bürgertum erfasste. Wie die Bezeichnung „Deutschfranzose“ verrät, handelte es sich bei jenen Menschen, die dieser Kategorie subsummiert wurden, um Deutsche, denen die französische Kultur so sehr zu Eigen geworden war, dass sie ihren Zeitgenossen kaum mehr als wahre Deutsche erschienen.

Einen idealtypischen Deutschfranzosen lässt Christian Friedrich Daniel Schubart 1775 in einer satirischen Passage seiner „Deutschen Chronik“ auftreten.

„Da kommt'n Bürschlein daher im ellenhohen Tappon, riecht wie'ne Apotheke, ist hohl und dürr, daß er hallt; hat nach der neuesten Parisermode weder Waden noch Hirn; macht'n Hasenmäulchen, und spricht im Falsettenton: Wohl uns, daß unsere Tage in das aufgeklärte philosophische Jahrhundert fielen! Was müssen die Alten für Schöpse gewesen seyn! Traten in der Sturmhaube im schweren Panzer einher; turnirten einander nieder; hatten Bärte wie Hetzennester; waren große starke Bengels; sofen (hier zog der Philosoph nach der Mode das Eadelevantfläschchen heraus,) aus Hirnschaalen; brüllten Bardengesänge vom Felsen ins Schlachtthal hinab; kleideten ihre Weiber in Wolfshäute, und liessen ihre Kinder unter den Bestien kriechen. - Heil uns! wir haben Freygeister, Stockfische, Putztische, Uhren mit Berlockengetändel, Eadelevante, ungarische Wasser, Rondeau, Zuckerwerk, Feenmärchen, Liedlein von Amoretten und Grazien auf Postpapier hingetändelt; haben modische Gesichtlein, hübsch blaß, und nicht plump roth; können tanzen, singen, und Filetstricken.“ (Schubart 1975, II, S. 281)

Schubart charakterisiert den Deutschfranzosen zum einen durch dessen Auftreten und Verhalten, zum anderen lässt er ihn in seiner Rede typische Verhaltensmuster und Kulturtechniken seiner Zeitgenossen reflektieren und charakterisiert so dessen Wertestruktur. Insgesamt zitiert Schubart gängige Versatzstücke der verfeinerten französischen Kultur, die allesamt als Anzeichen sittlicher Verfei-

¹⁷ Zur Methode der Untersuchung vgl. Scharloth (2000, S. 41-46).

nerung galten. So lässt er den Deutschfranzosen parfümiert und mit *Tapon*, einer hohen Perücke, auftreten und ihn beim Sprechen von unfeinen Dingen zu einem Riechwässerchen Zuflucht nehmen. Ausdrücklich nennt er ihn einen Menschen nach der „neuesten Parisermode“. Der Deutschfranzose äußert dann auch seine ungebrochene Wertschätzung für die kulturellen Errungenschaften des 18. Jahrhunderts: den Putztisch, die Berlocke, einem allein dem Schmuck dienenden Uhrgehänge, das Filetstricken, dem Klöppeln von Spitze, das Singen und das Tanzen. Sie alle waren in den Augen Schubarts Repräsentanten einer auf Äußerlichkeit und nutzlosen Zeitvertreib ausgerichteten Kultur nach französischem Muster, die den Menschen von innen dem sittlichen Verfall nahebringe. Die Rede des Deutschfranzosen bleibt nämlich nicht ohne Gegenrede:

„Hol' dich der Henker, du Hasenfuß, sagt ein Philosoph von der rauhen Klasse! Solche Zuckerpüppchen, wie du bist, beweisen's gar schön, in welchen abscheulichen Zeiten wir leben. - Warum mußte doch Gott meine grauen Haare aufbewahren, um ein Jahrhundert in dieser tödtlichen Ermattung zu erblicken? [...] Als schwindsüchtige Kranken liegen wir im Bette, und sprechen keuchend: Wir sind nicht krank!“ (Schubart 1975, II, S. 281f.)

Die kulturelle Verfeinerung des Deutschfranzosen wird demnach als *Überfeinerung* gewertet und der scheinbare Fortschritt als Verlust ursprünglicher vitaler Kräfte, als Verweichlichung und Krankheit gedeutet.

In seinem Gedicht „An einen Jüngling“, das 1772 in Schmid's „Almanach der deutschen Musen“ erschien, verwendete der Bardendichter Michael Denis beinahe dieselben Stereotype bei der Charakterisierung eines Deutschfranzosen wie Schubart.

„Mein junger Freund! die schnellen Jahre weichen,
Des Lebens Lenz ist kürzer, als man glaubt.
Der Wangen Zier, die Morgenrosen gleichen,
Kaum aufgeblüht, wird von der Zeit geraubt.
Und dennoch nimmt kein andrer Wunsch dich ein,
Als wohlgeputzt und schön zu seyn?
[...]
Wie klingt die Welt der goldnen Kleinigkeiten,
Die von der Uhr an blankem Stahle fließt!
Dir folgt Geruch, der Anmuth zu verbreiten
Aus Pölsterchen und Fläschchen sich ergießt.
O Werth! der sonst nur todte Fürsten zielt!
Mein Freund ist lebend balsamirt.“ (Schmid 1772, II, S. 98f.)

Auch in diesem Gedicht sind also Berlocken und Parfums äußere Erkennungszeichen des Deutschfranzosen, dessen Auftreten von Denis als allein auf Äußerlichkeiten bedacht gewertet wird. Wie Schubart spielt Denis auf das Stereotyp

von Krankheit und körperlichem Verfall an, wenn er den Jüngling als „lebend balsamiert“ bezeichnet. Denis charakterisiert den Deutschfranzosen aber zusätzlich durch einen bestimmten Sprachgebrauch.

„Wer spricht, wie du, von Agremens, Chemisen,
Von a la Grecque, Eau sans Pareil, Youjoux?
Wer wählt so reif die Farbe für Soubisen,
Für Rodingots, für Polissons, wie du
Wer trägt Chignons? - Doch still, du fremd Geschwirr!
Die deutsche Muse bebt vor dir.“ (Schmid 1772, II, S. 99)

Als typisch für die Sprache des Deutschfranzosen wurde demnach die häufige Verwendung französischer Fremdwörter erkannt, die mit den französischen Moden nach Deutschland gekommen waren. Auch in der „Deutschen Chronik“ finden sich Passagen, in denen Schubart ein satirisches Bild der Sprache eines Deutschfranzosen zeichnet. Am 2. November 1775 vermeldete er seinen Lesern, er habe „da von einem Deutschfranzosen einen Brief bekommen“, den er aufgrund der bisweilen beleidigenden und unklaren Diktion allerdings nur auszugsweise in seine „Deutsche Chronik“ einrücken könne. Der Verfasser dieses Leserbriefs hatte die Überlegung zum Ausgangspunkt seiner Argumentation gewählt, dass jede Nation zwar „ihren besondern Witz und Geist“ habe, aber immer den ihren momentanen Lebensverhältnissen angemessenen. Daraus leitet er einen Relativismus ab, demzufolge aus der Andersartigkeit einer Nation nicht deren Inferiorität folge. Konsequenterweise richtet er daher an Schubart die Frage: „Warum dann schmähen und spotten über die, deren Ursprung nicht aus der heiligen Eiche fließt? Warum mißhandeln sie dann so die Franzosen?“ Als Ursache für den Franzosenhass des Chronikschreibers glaubt er den Neid auf die Kultiviertheit und weite Verbreitung der französischen Sprache ausmachen zu können. „Ists dann ihre Schuld, daß ihre Sprache so bequem ist zum Tone der guten Gesellschaft? Eben dieß bewog ihre Schönen, ihre Großen, ihren großmächtigen Kaiser, ihren unsterblichen Friedrich selbst [...] diese zierliche Sprache so lange aufzunehmen, bis ihre Sprache die Eichenrinde verlieren wird.“ Aus diesem Neid erwachse auch Schubarts „blinder Eifer“ für die deutsche Sprache, „vor *dieß raue und hölzerne Gebrummel, welches kaum für Hunde, Pferde und deutsche Sklaven dienen kann.*“ (Schubart 1975, II, S. 702) Der Verfasser des Leserbriefs schließt mit der Aufforderung, Schubart möge den Leserbrief veröffentlichen und eine Erwiderung verfassen, wenn er nicht fürchte, das „Schreiben könnte Beyfall finden“ und der „Chronik Abtrag thun“. Weil aber offenbar nicht mehr genügend Platz in dieser Nummer der „Deutschen Chronik“ war, vertröstet Schubart seinen Kritiker mit folgenden Worten: „Schon rekt; werd sie dir antwort! ab sie Geduld!“ (Schubart 1975, II, S. 703) Schubart ahmt in diesem Satz das Sprechen der deutschen Sprache mit französischem Akzent nach, offenbar um dem „Deutschfranzosen“ in seiner Sprache zu antworten. In

seiner Replik an diesen simuliert er noch einmal ein französisch gefärbtes Deutsch, als er den schlechten Stil seines Widersachers kritisiert: „Ihrer schiefen, ungebildeten, bocksteifen Schreibart nach (denn sie schreib just wie die Deutschfranzos in die Stadt Nürnberg) müssen sie ausserm Eulenspiegel kaum noch was Deutsches gelesen haben.“ (Schubart 1975, II, S. 707f.)

Mit der Nennung des „Deutschfranzos in die Stadt Nürnberg“ spielt Schubart offensichtlich auf Johann Christian Trömers Satire mit dem Titel „Jean Chretien Toucement des DeutschFrancos Schrifften mit viel schön Kuffer Stick. Kanß Complet mit den zweiten Theil vermehrt“, die zwischen 1720 und 1736 in mehreren Auflagen erschien und 1772 „ßu Nürnbergk, Bey Gabriel Nicolas Raspe“ eine Neuauflage erlebte. Dabei handelt es sich um die fingierte Autobiographie Jean Chretien Toucements, eines Taugenichts, der sich durch allerlei Lügen und galante Abenteuer durchs Leben schlägt. Die Satire besteht durchgehend aus in einer deutsch-französischen Mischsprache gereimten Versen. Um einen Eindruck von der sprachlichen Gestalt zu geben, wird hier jene Passage aus der Vorrede angeführt, in der Toucement seine ersten Erfolge als Dichter beschreibt.

„Es war die erste Vers von ehne Deutschfranzos,
Die mack uf Ohkseitmahl ehn Lerm, die war viel groß.
All Leut, die das keles, es aht sie contentir,
Sie spreck, uf die Manier ick soll continuir.
Ick ahb das ock kethan, ick schreib noch allerahnd,
Das keh brav in die Welt, und werd all wohl bekannt.“ (Trömer 1772, S. *2)

Natürlich handelt es sich bei dieser Sprache nicht um den realen Sprachgebrauch jener Menschen, die der Kategorie des Deutschfranzosen subsummiert wurden, sondern um ein satirisch verzerrtes Idiom einer literarischen Figur. Festzuhalten bleibt aber, dass die soziale Kategorie des Deutschfranzosen nicht nur durch die Wertschätzung und Nachahmung der französischen Kultur charakterisiert war, sondern auch durch einen spezifischen Sprachgebrauch.

3. Die Ablehnung des Obersächsischen als Leitvarietät im mentalitätsgeschichtlichen Kontext

Allgemein galt Sachsen im 18. Jahrhundert als die kultivierteste Provinz Deutschlands. Besonders Leipzig als Stadt der Buchmesse und der bedeutendsten Universität genoss den Ruf, der Inbegriff der sittlichen Verfeinerung sowie die Heimstatt der Musen und Wissenschaften zu sein. Johann Friedrich Georg Franz publizierte 1769 ein Monatsblatt mit dem Titel „Das nach der Moral beschriebene galante Leipzig in den seltsamen Begebenheiten des Barons von E... und seines Hofmeisters“. Darin ließ er den Baron von Ehrenhausen die Wahl seines Studienortes mit folgender Überlegung begründen: „Leipzig schien mir

ein bequemer Aufenthalt zum Studieren zu seyn. Je mehr ich über diesen Ort nachdachte, desto reizender kam er mir vor. [...] O liebenswürdiger Ort, wo die Wissenschaft des Gelehrten mit der Höflichkeit des artigen Mannes mit einander mehr als durch ein schwesterliches Band auf das genaueste verknüpft sind!“ (Franz 1769, S. 15f.) Leipzig wird also als Ort des wissenschaftlichen Fortschritts und der sittlichen Verfeinerung charakterisiert, was der Stadt auch den Titel eines „Paris im kleinen“ (Franz 1769, S. 7) einbrachte.

Sachsens glanzvolle Stellung wurde im 18. Jahrhundert aus einem kulturhistorischen Prozess hergeleitet, der seinen Ausgangspunkt in der Reformation hatte. Auf diesen hatte sich Adelung bei der Fundierung seines Sprachnormenkonzeptes berufen. Die Gleichsetzung des Hochdeutschen mit dem meißnischen Dialekt begründete er damit, dass das Obersächsische im Zuge dieses Prozesses allgemeiner kultureller Verfeinerung auch weiter ausgebaut wurde als alle anderen Dialekte des Deutschen. In dem 1778 erschienenen Realschullehrbuch „Kurzer Begriff menschlicher Fertigkeiten und Kenntnisse“ erklärte Adelung:

„Ganz Deutschland bekam seine Lehrer so wohl in der Religion als in den Wissenschaften aus Obersachsen, und dieser Umstand bewirkte zugleich eine mächtige Veränderung in der Sprache. Obersachsen, welches durch seine Producte, Fabriken und Handlung schon um diese Zeit eine blühende Provinz geworden war, hatte schon durch diesen Umstand seine Mundart verfeinert, und sie verfeinerte sich nach und nach noch mehr, als es jetzt zugleich der Sitz der Künste und Wissenschaften wurde, welche ihren Umfang ausserordentlich erweiterten, und sie von der niedrigen Stufe der Mundart einer einzelnen Provinz zur Würde einer ausgebreiteten Sprache erhoben. Die oberdeutsche Mundart blieb, was sie so viele Jahrhunderte vorher gewesen war, die Sprache der Gerichtshöfe und Kanzelleyen, allein die verfeinerte und durch die Wissenschaften bereicherte oberländische Mundart ward von dieser Zeit an die allgemeine Hofsprache der Gelehrsamkeit, in welcher Würde sie sich auch noch jetzt befindet, so scheel auch ihre ältern verachtlichsten Schwestern dazu stehen mögen.“ (Adelung 1778/81, III, S. 239)

Diese kulturelle Vormachtstellung Sachsens gründete sich aber nach Meinung zahlreicher Kritiker allein auf die durch den Adel vermittelte Nachahmung französischer Sitten. So stellt Franz in seiner Beschreibung des „galanten Leipzig“ mit Genugtuung fest, allein dort pflege man noch Lebensart und zeremoniale Sitten der Adelligen, während man davon in anderen Städten längst Abstand genommen habe. Von einer Zusammenkunft bei Doktor Klugmann, einem Leipziger bürgerlichen Standes also, schreibt er:

„In grossen Städten pflegt man, wie ich gesehen habe von den Gewohnheiten, die bey adelichen und andern Standspersonen üblich sind, abzugehen. Wir beten vor und nach Tische, wir setzen uns ohne sorgfältig um die Rangordnung bekümmert zu seyn, wir machen selbst über Tische wenig Complimente, weil man zum we-

nigsten zu der Zeit dieselbigen für eine überflüssige Höflichkeit zu halten pflegt. Hier in Leipzig ist es ganz anders.“ (Franz 1769, S. 12)

Dass besonders Sachsen mit der Nachahmung französischer Sitten identifiziert wurde, belegt das folgende Zitat aus Schubarts „Deutscher Chronik“. In einer in ironischem Ton gehaltenen Bücheranzeige aus dem Jahr 1775 erklärte der Schwabe: „Da unsere Nation, besonders in Obersachsen, noch immer mit rühmlichem Eifer bemüht ist, den Originalgeist zu erdrücken, und das Ausland - vorzüglich das vortrefliche Frankreich nachzuahmen; so wird man künftiges Jahr in Leipzig nach dem Vorgange dieser großen Nation einen *Almanach von Narrenstreichen* herausgeben“. Dieser Vorgang ist Schubart ein Zeichen der Nachahmung französischen Witzes und französischer Oberflächlichkeit. Entsetzt ruft er die deutschen Vorväter an: „Ihr großen Väter, wo euer Schatten auch wandelt, zürnt ihr, oder lacht ihr über die Schellenkappen eurer ausgearteten Enkel?“ (Schubart 1975, II, S. 464) Explizit wirft Schubart demnach Sachsen die Übernahme der französischen Kultur vor und charakterisiert sie als nicht von „deutscher Art“. Dass Sachsens am Muster Frankreichs und des Adels geschulte Verfeinerung als Verlust ursprünglicher vitaler Kräfte gedeutet wurde, kann ein Zitat aus Biesters Aufsatz „Ist Kursachsen das Tribunal der Sprache und Litteratur für die übrigen Provinzen Deutschlands?“ belegen. Dem Lob der sächsischen Kultur lässt er folgende Reflexion folgen: „Es ist bekannt, daß eine kultivierte feine Provinz in Mangel an Kraft verfallen kann, wobei sie dann die Feinheit übertreibt, nicht Großes, Erhabenes mehr liefert, kaum Sinn für Stärke und Nachdruck behält, und sich mit ermüdender Weitschweifigkeit und wasserreinen Phrasen begnügt.“ (Biester 1783, S. 195) Obersachsen ist also auch für Biester repräsentatives Beispiel einer durch übertriebene Verfeinerung entarteten Kultur. Das vermeintlich Undeutsche der sächsischen Kultur betonte auch Schubart. Sachsen habe zwar schon zahlreiche Beiträge zur Bildung des Geschmacks in Deutschland geleistet,

„aber oft auch sehr vieles durch seine übertriebene Verfeinerungssucht verdorben. [...] Jetzt wandeln sie wirklich auf einer Straße, die gar nicht deutscher Fahrweg ist. Französische Carossen rollten drauf, man sieht's an den seichten Furchen. Unausstehlich sind ihre meiste komische Opern. Naseweisheit heißen sie Naivität, und Ungezogenheit ländliche Sitte. Ihre Romanzen und Arien haben alle einen so einförmigen Zuschnitt, daß es dem ächten deutschen Leser drob eckelt. Ihr Deutsch ist zwar rein; Wasser aber ist noch reiner, und stärkt doch den Magen nicht.“ (Schubart 1975, I, S. 349f.)

Die Parallelen zwischen der Einschätzung der sächsischen Kultur und der Bewertung der sozialen Kategorie des Deutschfranzosen sind offensichtlich. An beiden wurde kritisiert, dass ihre Repräsentanten die an französischem Vorbild geschulte Verfeinerung der Sitten um den Preis der Aufgabe der eigenen kulturellen Identität betrieben hätten. Diese Verfeinerung wurde zudem als Überfei-

nerung gewertet, die eine Schwächung körperlicher, moralischer und schöpferischer Art bedinge.

Von besonderem Interesse für die folgenden Ausführungen ist die Tatsache, dass sowohl Biester, als auch Schubart die Sprache Sachsens nicht von ihrer Kritik an der sächsischen Kultur ausnahmen. Im Gegensatz zu Adelung galt ihnen das Obersächsische nicht als Muster erfolgreicher Sprachkultivierung. Vielmehr bezeichnete Schubart den Meißnischen Dialekt despektierlich als „französirendes Sachsendeutsch“ (Schubart 1975, I, S. 219). Dies bedeutet freilich nicht, er wäre der Ansicht gewesen, in Sachsen spreche man wie Trömers Deutschfranzose. Die tatsächlichen Einflüsse des Französischen waren doch weitaus subtiler als das Mischidiom *Toucements* vermuten lässt. „Französiertes Deutsch“ war vielmehr die Bezeichnung für ein mittels französischer Fremdwörter, besonders aber durch französische Lehnwendungen und -konstruktionen ausgebauten Deutsch.

Schon Jakob Hemmer beklagte sich in seiner „Abhandlung über die deutsche Sprache zum Nutzen der Pfalz“ darüber, dass die Deutschen zu viele Fremdwörter in ihre Rede einfließen ließen. Man lasse es aber nicht

„bey fremden Wörtern bewenden. Man ist so weit gekommen: daß man ganze Redensarten, die gebohrne Ausländer sind, deutsch einkleidet; und für einheimische Landsassen will angesehen haben. Dergleichen sind: *Der Mensch ist von Geburt; er hat viel Welt; er hat die grose Welt gesehen; er ist vom Handwerke; er hat von Religion geändert; er hat sich katholisch gemacht; er hat die Hände recht weis, er hat warm, u. a. m.* Wer sieht aber nicht, daß alle diese Zwitter aus Frankreich herkommen? Ein Deutscher, der vom Französischen nichts weiß, wird gewiß niemals so ebenteuerlich sprechen.“ (Hemmer 1769, S. 66)

Hemmer kritisiert also die Entlehnung typischer Konstruktionen romanischer Sprachen ins Deutsche. So handelt es sich etwa bei der Wendung „er hat warm“ um eine Lehnübersetzung des französischen Phraseologismus „il a chaud“, „er hat die Hände recht weiß“ hat seine Wurzeln im Phraseologismus „il a le mains très blanche“ und „er hat von Religion geändert“ ist nach dem Vorbild der idiomatischen Wendung „il a changé de religion“ gebildet. Die in der literarischen Satire stilisierte Sprache des Deutschfranzosen spielt aber auf eben diese Praxis des Sprachausbaus mittels französischen Sprachgutes an.

Entsprechend legt Schubart seinem Deutschfranzosen in dem bereits zitierten Leserbrief die folgenden Vorwürfe gegen den Verfasser der „Deutschen Chronik“ in den Mund: „Ihr blinder Eifer vor ihre Sprache [...] ist so groß, daß sie's sogar den Sachsen, Preußen und Pfälzern hoch übel nehmen, wenn sie suchen, so bittere Säfte zu versüßen, und diesem wilden Eichenstamme schmackhafte Zweige aus Frankreich einzupfropfen. - Kindische, Schwabenmäßige Vorurtheile!“ (Schubart 1975, II, S. 702f.) Mit dem Bild der Veredelung eines Baumes

durch Einpfropfung schmackhafter Zweige aus Frankreich nimmt der Leserbriefschreiber auf die Praxis der Entlehnung französischen Sprachgutes ins Deutsche Bezug.

Auch bei den Vertretern der analogistisch-ontologisierenden Position im Sprachnormendiskurs finden sich dieselben Bewertungsschemata für die sächsische Sprache wie für die soziale Kategorie des Deutschfranzosen. So galt Fulda eine vom Obersächsischen geprägte Hochsprache als Repräsentant einer überfeinerten und verweichlichten Kultur. In seiner 1776 erschienenen „Sammlung und Abstammung germanischer Wurzelwörter“ vertrat er die These, jede Sprache habe „mit dem Menschen und der Nation, drei Stufen ihres Lebens“, sie sei „ein Kind, ein Jüngling, und ein Greis; *Hirte, Held, und Weichling*“. Die Stufe der Weichheit sieht Fulda in der deutschen Sprachgeschichte „mit dem grossen Absatz 1350“ anbrechen und untergliedert sie wiederum in drei Phasen, die er lediglich mit den Schlagwörtern „*Luthern; Opitz; und Leipzig*“ charakterisiert. (Fulda 1776, S. 27) Für das hier entwickelte Argument ist nun entscheidend, dass er Leipzig im Zuge der großen Analogie zwischen dem kulturellem Zustand der Nation, dem Menschenalter und dem Zustand der Sprache mit dem Greisenalter einer Sprache identifiziert und mit dem Attribut der „Weichlichkeit“ belegt. Schließlich galt die Verweichlichung als Folge einer nach französischem Muster übertriebenen Verfeinerung der Sitten und wurde der sozialen Kategorie des Deutschfranzosen stereotyp zugeordnet. Auch Fulda wertete die Sprache Obersachsens demnach implizit als durch die Nachahmung der französischen Kultur verdorben. Schon zwei Jahre früher hatte Fulda diesen Gedanken in dem im Rahmen des „Dritten Paquets“ der „Litterarischen Briefe an das Publikum“ erschienenen Aufsatz „Einige Bemerkungen zur Kenntniß der teutschen Sprache“ (1774) dargestellt. Dort schreibt Fulda: „Endlich *Leipzig*. Sie finden hier Ausschuß der besten Kraftwörter, Tyrannei über das Lehrvolle Provinziale, bis auf den heutigen Tag; eine Ohrfeige des Priscians über die andere; französisch-italiänische Terminologie; mit englischen durchwebt.“ (Hartmann 1774, III, S. 81) „*Leipzig*“ wird hier also zum Synonym eines Sprachgebrauchs, der allen Bemühungen um eine sprachliche Kultivierung des Deutschen aus seinen eigenen Quellen spottet, in dem Provinzialismen gemieden werden und ausländisches Sprachgut dem deutschen vorgezogen wird.

Ebenso deutliche Worte findet Johann Gottfried Herder in seinen Fragmenten „Über die neuere deutsche Literatur“. Im Rahmen seiner Auseinandersetzung mit dem Idiotismenproblem stellt er fest, keine Partei habe

„in diesem Stück dem wahren Genie der deutschen Sprache mehr geschadet als die *Gottschedianer*. Waren es nicht noch einige Schimpfwörter und pöbelhafte Ausdrücke, die man beibehielt: sonst wurde alles wässrig und eben, durch eine gedankenlose Schreibart und durch schlechte Übersetzungen französischer Bü-

cher. Man entmannete sie völlig, die schon durch den Weisichen, Talandrischen und Menantischen Stil wenig Mannheit behalten hatte“ (Herder 1985, 1, S. 35).

Herder lastet Gottsched und seinen Schülern demnach zwei Fehlentwicklungen der deutschen Hochsprache an: einerseits die Ausschließung all jenes Sprachgutes, das nicht Obersächsisch war, andererseits die durch schlechte Übersetzungen beförderten Entlehnungen aus dem Französischen. Bei der Beschreibung der Folgen dieser fehlgehenden sprachpflegerischen Maßnahmen bedient sich Herder mehrerer Metaphern, wenn er feststellt, das Ergebnis sei eine „wässrige und ebene“, völlig „entmannte“ Sprache. Die Metapher der Entmanntheit verweist auf die Stereotype der Verweichlichung und des Verlusts schöpferischer Kräfte.¹⁸

Die Tragweite dieser sprachkritischen Erwägungen wird aber erst deutlich, wenn man in Betracht zieht, für wie groß der Einfluss der Sprache auf das Denken im 18. Jahrhundert erachtet wurde. In dem Aufsatz „Über die Bearbeitung der deutschen Sprache im Elsaß, Breisgau, und den benachbarten Gegenden“ von Jakob Michael Reinhold Lenz ist der Zusammenhang von Sprache und Denken Gegenstand ausführlicher Betrachtungen. Weil der Aufsatz als Rede konzipiert ist, adressiert Lenz zunächst sein Publikum, das aus Straßburger Bürgern bestand, die zwar französische Staatsbürger, jedoch deutsche Muttersprachler waren. Er gibt seiner Genugtuung Ausdruck,

„daß selbst die Obermacht einer herrschenden, und was noch weit mehr ist, *verfeinerten* Sprache den alten Hang zu dem mütterlichen Boden Ihres Geistes, ich meyne, zu unserer nervichten deutschen Sprache, nicht habe ersticken können. Bleiben Sie ihm treu. Alle Ihre kindischen und nachher männlichen Vorstellungen und Gefühle sind auf diesem Boden erwachsen“ (Lenz 1776, S. 55f.)

Mit dem Bild von der Sprache als „mütterlichem Boden“ des Geistes spielt Lenz auf die in seiner Zeit gängige Ansicht von der Sprachabhängigkeit des Denkens und Fühlens an. Jedoch ist es nicht die allgemeine Sprachfähigkeit, die einen Einfluss auf das Denken hat, sondern jede Einzelsprache gibt dem Denken und Fühlen ihrer Sprecher ein besonderes Gepräge, so wie eine Pflanze auf unterschiedlichen Böden anders gedeiht. Daher werden die mit dem Deutschen als Muttersprache Aufgewachsenen auch niemals Franzosen sein, denn „der Geist [...] leidet keine *Naturalisationen*, der Deutsche wird an der Küste der Caffern so gut als Diderots Insel der Glückseligkeit immer Deutscher bleiben, und der Franzose Franzos.“ (Lenz 1776, S. 56) Staatsbürgerschaft und Nationalität fallen also nicht zusammen. Wer deutschsprachig aufgewachsen und erzogen worden

¹⁸ Auch Schubart ließ den Deutschfranzosen im „Falsettenton“ sprechen. (Schubart 1975, II, S. 281)

ist, wer vermittels der deutschen Sprache eine deutsche Art zu denken und zu empfinden erworben hat, bleibt Angehöriger der deutschen Nation, ganz gleich wessen Landes Staatsbürger er ist.

Die von Sprachkundlern aller Lager konstatierte Praxis des Sprachausbaus mittels Entlehnungen aus dem Französischen musste daher als Bedrohung für den aus den nationalen Eigenheiten des Denkens erwachsenden Nationalcharakter gelten. Adelung etwa war der Ansicht, aus fremden Sprachen entlehnte „Verbindungsarten und Wortfügungen“ seien

„in jedem Falle verwerflich [...], weil ihnen nichts von der Nothwendigkeit zu Statten kommt, welche einzelne [Fremd-]Wörter in so vielen Fällen für sich aufzuweisen haben. Einer der wesentlichsten Theile des Sprachgebrauches beruhet auf der Stellung der Verbindungsart der Ideen; diese athmet ganz den Geist der Nation, weil sie ganz aus ihren individuellen und eigenthümlichen Eigenheiten hergenommen ist, und kann daher ohne auffallende Barbarey nicht mit einer fremden vertauschet werden.“ (Adelung 1974, I, S. 113)

Folgt man Adelung, so ist die Entlehnung „ausländischer Verbindungsarten und Wortfügungen“ deshalb nicht zulässig, weil sich in der grammatikalischen Struktur der Muttersprache die spezifische Art zu denken, der „Geist der Nation“ widerspiegeln. Auch Lenz, Vertreter der analogistisch-ontologisierenden Position im Sprachnormendiskurs, betonte die verheerenden Folgen eines Sprachausbaus mittels fremden Sprachgutes. Seine sprachkritischen Reflexionen gehen von der Konstatierung der lexikalischen Armut des Deutschen aus.

„Mir scheinen in unserer Sprache noch unendlich viele Handlungen und Empfindungen unserer Seele *Namenlos*, vielleicht weil wir bisher als geduldige Bewunderer aller Fremden uns mit auswärtigen Benennungen für einheimische Gefühle begnügt haben, die denn nicht anders als schielend ausgedrückt werden konnten. [...] Nur ein kleines Beyspiel geben die Wörter *intereßiren, frappiren, saisiren*, die alle einem grossen Theil von Menschen nur durch weitläufige Umschreibungen können verständlich gemacht werden, und deren wir doch im gemeinen Leben so nöthig haben. Intriguiren, kultiviren, kompromittiren und unzählige andere mehr, sollten unsere alten Schriftsteller, wenn man sie studirte, für ähnlich Umstände keinen Namen gehabt haben, und werden wir, wie verständige Camera-listen, unserm Vaterlande nicht unsterbliche Dienste erweisen, wenn wir Landesprodukte nicht in fremden Ländern aufsuchen, auf Kosten unserer ganzen Art zu denken, zu empfinden, und *zu handeln*, auf Kosten unsers National-Charakters, Geschmacks und Stolzes? [...] Daß eine andere Nation es in dieser und jener Kunst weiter gebracht habe, können wir ihr leicht zugestehen, willig uns zu ihr in die Schule geben; aber daß sie *Herrscher* unserer Seele und deren Bewegungen seyn soll, wo der Vorzug ihrer Art zu empfinden nicht ausgemacht ist, muß jeden wahren Patrioten schmerzen.“ (Lenz 1776, S. 60ff)

Lenz befürchtete demnach, dass durch die Entlehnung fremdsprachiger Konstruktionen und Wörter auch fremde Denkweisen, Empfindungen und sogar Handlungsweisen auf den Sprecher übergingen. Die „andere Nation“, von der in seinem Aufsatz die Rede ist, ist natürlich die französische, deren kulturelle Hegemonie den Patrioten Lenz ohnehin schmerzte. Aus seiner Argumentation folgt, dass wer Französisch spricht, auch Französisch denkt, empfindet und handelt. Die Sprecher des „französisierenden Sachsendeutsch“ waren in seinen Augen folglich nicht mehr „deutscher Art“ (Schubart 1975, II, S. 464), eine Ansicht, die er mit den anderen Vertretern der analogistisch-ontologisierenden Position und ihren Sympathisanten aus Bardendichtung und Sturm und Drang teilte. Der obersächsische Dialekt durfte ihrer Meinung nach deshalb nicht als Leitvarietät dienen, weil sich im Zuge der deutschlandweiten Durchsetzung der Norm auch französische Denk- und Empfindungsweisen verbreiten würden. Nicht nur die Obersachsen, sondern die Bewohner aller Provinzen wären dann Deutschfranzosen.

4. Fazit

Ein Reflex auf die Nachahmung der französischen Kultur in Deutschland war die soziale Kategorie des Deutschfranzosen. Sie wurde in den Jahren von 1766 bis 1785 durch eine Reihe stereotyp reproduzierter Versatzstücke als eine Figur gezeichnet, die durch die Nachahmung französischer Moden zum oberflächlichen und kränkelnden Weichling degeneriert war. Für den Sprachnormengebrauch konnte diese soziale Kategorie deshalb funktionalisiert werden, weil zu den Stereotypen, die sie konstituierten, auch ein spezifischer Sprachgebrauch zählte.¹⁹ So wie Verhalten und Kleidung eines Deutschfranzosen von französischen Moden bestimmt waren, so war seine Rede von französischen Fremdwörtern und Entlehnungen idiomatischer und grammatikalischer Art durchsetzt. Diese durch kontaktinduzierte Interferenzphänomene geprägte Sprache wurde im untersuchten Zeitraum als deutschfranzösische Mischsprache konzeptualisiert. Die Kritiker des anomalistisch-elitären Sprachnormenkonzepts in der Adlungschen Spielart befürchteten, mit der Durchsetzung des vermeintlich Französisierenden Sachsendeutsch als Hochsprache werde auch eine sittliche Korruption der deutschen Bevölkerung einhergehen. Das verfeinerte Sächsisch war ihnen zugleich Repräsentant und treibende Kraft des sittlichen Verfalls nach dem Muster Frankreichs. Die soziale Kategorie des Deutschfranzosen nun gab ihnen das ideologische Schema an die Hand, mittels dessen die Bewohner Obersachsens

¹⁹ Die soziale Kategorie des Deutschfranzosen weist damit in ihrer Struktur und ihrer Funktionalisierung im sprachreflexiven Diskurs viele Ähnlichkeiten mit dem Alamode-Stutzer des 17. Jahrhunderts auf.

als Nachahmer der französischen Kultur charakterisiert und ihre Sprache als nach französischem Vorbild ausgebaut gebrandmarkt werden konnte. Die Ablehnung des Obersächsischen als Leitvarietät hatte also seine Ursache nicht in der Bewertung der Funktionalität des Sprachsystems, sondern in einer kulturkritischen Haltung.

Bibliographie

Quellen

- Adelung, Johann Christoph. 1774 „Vorrede“. In Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der oberdeutschen. Erster Theil, S. I-XVI. Leipzig.
- Adelung, Johann Christoph 1778/81. Kurzer Begriff menschlicher Fertigkeiten und Kenntnisse, so fern sie auf Erwerbung des Unterhalts, auf Vergnügen, auf Wissenschaft, und auf Regierung der Gesellschaft abzielen. In vier Theilen. Für Realschulen und das bürgerliche Leben, von dem Verfasser der Unterweisungen in Künsten und Wissenschaften. Leipzig.
- Adelung, Johann Christoph 1781. Über die Geschichte der deutschen Sprache, über deutsche Mundarten und deutsche Sprachlehre. Leipzig. (= Vorabdruck der Einleitung zum „Allgemeinen Lehrgebäude“, 1782)
- Adelung, Johann Christoph 1971. Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache, zur Erläuterung der Deutschen Sprachlehre für Schulen. Zwei Bände. Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1782. Hildesheim, New York. (= Documenta Linguistica, Reihe **XX**)
- Adelung, Johann Christoph 1974. Über den deutschen Styl. 3 Teile in einem Band. Nachdruck der Ausgabe Berlin 1785. Hildesheim, New York: **VERLAG**.
- Biester, Johann Erich. 1783 „Ist Kursachsen das Tribunal der Sprache und Litteratur für die übrigen Provinzen Deutschlands?“ In Berlinische Monatsschrift. I. Band. 189-199.
- Braun, Heinrich 1765. Anleitung zur deutschen Sprachkunst. Zum Gebrauch der Schulen in den Churlanden zu Baiern. München:.
- Dinkler, Constantin 1781. Sprache der Menschen in Sachsen und Thüringen. Theil I. Erfurt.
- Faber, Johann Heinrich 1768. Erste Grundsätze der Deutschen Sprachkunst, als ein Auszug aus Dessen Anfangsgründen der Schönen Wissenschaften. Maynz.
- Franz, Johann Friedrich Georg 1769. Das nach der Moral beschriebene galante Leipzig in den seltsamen Begebenheiten des Barons von E... und seines Hofmeisters. Eleutheropolis [d.i. Leipzig].
- Fulda, Friedrich Karl. 1774a „Über die beyden Hauptdialecte der Teutschen Sprache“. In Adelung, Johann Christoph (ed.) Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart. Erster Theil. 1-61. Leipzig.

Der Deutschfranzose

- Fulda, Friedrich Karl. 1774b „Untersuchung der schwäbischen Mundart“. In Haug, Balthasar (ed.) *Gelehrte Ergötzlichkeiten und Nachrichten* 1, 67-83. Stuttgart.
- Fulda, Friedrich Karl 1776. *Sammlung und Abstammung germanischer Wurzelwörter, nach der Reihe menschlicher Begriffe*. Herausgegeben von Johann Georg Meusel et. al. Halle.
- Fulda, Friderich Carl 1778. *Grundregeln der Teutschen Sprache*. Stuttgart. (auch in: *Der teütsche Sprachforscher*. Zweiter Teil. Stuttgart 1778. 113-220.)
- Fulda, Friedrich Karl/ Nast, Johannes 1777-78. *Der teütsche Sprachforscher*. Zwei Teile. Stuttgart.
- Hartmann, Gottlieb David 1774. *Litterarische Briefe an das Publikum*. Zweites und Drittes Paquet. Altenburg.
- Hemmer, Jakob 1769. *Abhandlung über die deutsche Sprache zum Nutzen der Pfalz*. Mannheim.
- Hemmer, Jakob 1771. *Jakob Hemmers Vertheidigung seiner Abhandlung über die deutsche Sprache, wider die Anmerkungen eines sogenannten Liebhabers der Wahrheit*. Mannheim.
- Hemmer, Jakob 1775. *Deutsche Sprachlehre zum Gebrauche der kuhrpfälzischen Lande*. Mannheim.
- Herder, Johann Gottfried 1985. *Schriften zur Literatur*. Herausgegeben von Regine Otto. 2 Bände in 3 Teilbänden. Berlin/ Weimar: VERLAG.
- Heynatz, Johann Friedrich 1771-76. *Briefe, die deutsche Sprache betreffend*. 6 Bände. Berlin.
- Lenz, Jakob Michael Reinhold. 1776 „Über die Bearbeitung der deutschen Sprache im Elsaß, Breisgau und den benachbarten Gegenden“. In Kayser, VORNAME (ed.) *Flüchtige Aufsätze von J. M. R. Lenz*, 55-69. Zürich: VERLAG. (Wieder in Damm, Sigrid (ed.) 1987. *Jakob Michael Reinhold Lenz. Werke und Briefe in drei Bänden*, Band 2, 770-777. Leipzig: Insel.)
- Miller, Johann Peter 1773. *Handbuch zu gemeinnützlicher Bildung und Unterweisung der Jugend in öffentlichen Schulen*. Ulm.
- Rüdiger, Johann Christian Christoph 1782/93. *Neuester Zuwachs der teutschen, fremden und allgemeinen Sprachkunde in einigen Aufsätzen, Bücheranzeigen und Nachrichten*. Stück 1, Leipzig 1782. Stück 2, 1783. Stück 3, 1784. Stück 4, 1785. Stück 5, Halle 1793.
- Schmid, Christian Heinrich (ed.) 1772. *Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1773*. Leipzig.
- Schubart, Christian Friedrich Daniel 1975. *Deutsche Chronik* [ab 1776 unter dem Titel *Teutsche Chronik*]. Augsburg/ Ulm. Faksimiledruck mit einem Nachwort herausgegeben von Hans Krauss. 4 Bände. Heidelberg. (= *Deutsche Neudrucke*, Reihe: Goethezeit)
- Trömer, Johann Christian 1772. *Jean Chretien Toucement des DeutschFrancos Schrifften mit viel schön Kuffer Stick. Kanß Complett mit den zweiten Theil vermehrt*. In Nürnberg, Bey Gabriel Nicolas Raspe.

Wezel, Johann Carl 1781. Über Sprache, Wissenschaft und Geschmack der Teutschen. Leipzig. (wieder in Kritische Schriften. In Faksimiledruck herausgegeben mit einem Nachwort und Anmerkungen versehen von Albert R. Schmitt. 3. Band, 53-396. Stuttgart 1975. (= Deutsche Neudrucke, Reihe Texte des 18. Jahrhunderts))

Wieland, Christoph Martin. 1857 „Über die Frage 'Was ist Hochdeutsch?' und einige damit verwandte Gegenstände“. In Sämtliche Werke in 36 Bänden. Band 33, 343-380. Leipzig.

Darstellungen

Eichinger, Ludwig 1990. „Von der Heldensprache zur Bürgersprache. Wandel der Sprechweisen über Sprache im 18. Jahrhundert“. In *Wirkendes Wort*, **AUSGABE**, 74-94.

Eichler, Ingrid/ Bergmann, Gunter 1967. „Zum Meißenischen Deutsch. Die Beurteilung des Obersächsischen vom 16. bis zum 19. Jahrhundert“. In *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 89, 1-75.

Gardt, Andreas (ed.) 2000. *Nation und Sprache. Die Diskussion ihres Verhältnisses in Geschichte und Gegenwart*. Berlin, New York: de Gruyter.

Große, Rudolf 1981. „Soziolinguistische Grundlagen des Meißenischen Deutsch“. In Rupp, Heinz / Hans Gerd Roloff (eds.) *Akten des VI. Internationalen Germanistenkongresses Basel 1980*, Teil 2, 358-365. Bern: Lang.

Henne, Helmut 1968. „Das Problem des Meißenischen Deutsch oder 'Was ist Hochdeutsch' im 18. Jahrhundert“. In *Zeitschrift für Mundartforschung* 35, 109-129.

Henne, Helmut 1985. „Innere Mehrsprachigkeit im 18. Jahrhundert. Argumente für eine pragmatische Sprachgeschichte“. In Kimpel, Dieter (ed.) *Mehrsprachigkeit in der deutschen Aufklärung*, 14-27. Hamburg: Meiner. (Studien zum achtzehnten Jahrhundert 5)

Kirkness, Alan 1984. „Das Phänomen des Purismus in der Geschichte des Deutschen“. In Besch, Werner/ Oskar Reichmann / Stefan Sonderegger (eds.) *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. Erster Halbband, 290-299. Berlin, New York: de Gruyter. (HSK 2.1)

Lerchner, Gotthard 1984. „Zur sprachgeschichtlichen Bedeutsamkeit der Auseinandersetzung zwischen Wieland und Adelung“. In Bahner, Werner (ed.) *Sprache und Kulturentwicklung im Blickfeld der deutschen Spätaufklärung. Der Beitrag Johann Christoph Adelungs*, 109-115. Berlin: Verlag der Sächsischen Akademie der Wissenschaften. (= Abhandlungen der sächsischen Akademie der Wissenschaften, philosophisch-historische Klasse, Bd. 70, Heft 4)

Nerius, Dieter 1967. *Untersuchungen zur Herausbildung einer nationalen Norm der Literatursprache im 18. Jahrhundert*. Halle: Niemeyer.

Polenz, Peter von 1986. „Altes und Neues zum Streit über das Meißenische Deutsch“. In Schöne, Albrecht (ed.) *Kontroversen, alte und neue. Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses Göttingen 1985. Band 4*, 183-202. Tübingen: Niemeyer.

Polenz, Peter von 1994. *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Band 2. 17. und 18. Jahrhundert*. Berlin, New York: de Gruyter.

Der Deutschfranzose

- Polenz, Peter von 1995. „Sprachsystemwandel und soziopragmatische Sprachgeschichte in der Sprachkultivierungsepoche“. In Gardt, Andreas/ Klaus J. Mattheier / Oskar Reichmann (eds.) *Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien*, 39-67. Tübingen: Niemeyer.
- Scharloth, Joachim 2000. „Sprachmentalitäten in Spätaufklärung und Sturm und Drang. Eine ethnographische Annäherung anhand von Beispielen aus Schubarts Deutscher Chronik“. In Deminger, Szilvia / Thorsten Fögen / Joachim Scharloth / Simone Zwickl (eds.) *Einstellungsforschung in der Soziolinguistik und Nachbardisziplinen. Studies in Language Attitudes*, 41-57. Frankfurt am Main u. a.: Lang. (Variolinguia 10)
- Scharloth, Joachim 2003. *Sprachnormen und Mentalitäten. Sprachbewusstseinsgeschichte in Deutschland im Zeitraum von 1765 bis 1785*. (im Erscheinen)
- Schmidt-Regener, Irena 1989. „Normbewußtsein im 18./ 19. Jahrhundert. Zeitgenössische Sprachwissenschaftler über die Herausbildung und Funktion einer national verbindlichen Sprachnorm des Deutschen“. In *Beiträge zur Erforschung der deutschen Sprache* 9, 164-180.
- Wells, Christopher J. 1990. *Deutsch: eine Sprachgeschichte bis 1945*. Tübingen: Niemeyer. (RGL 93)